Beate Petra Kory
Temeswar

Zum hundertjährigen Marlen Haushofer Jubiläum. Die Zeiterfahrung in Haushofers Roman *Die Wand*

Abstract: On the occasion of Marlen Haushofer's 100th birthday on 11 April 2020, present paper concentrates upon her most important text, her novel **The Wall**, published in 1963. After a short outline of the diverging interpretive approaches and the elucidation of the structure of the novel as well as the multiple functions of the narrative report, the paper focuses on the basic existential situation of the novel and the protagonist's perception of time, which changes essentially throughout the novel. The wall isolates the female protagonist from her former life, so that there emerge two different time levels: on the one hand her life before the wall and on the other hand her new life after the detachment from civilisation. The present paper describes her replacement of chronologically measurable time and her integration into the universal context of nature. Finally, the concept of endtime is analysed.
Keywords: Marlen Haushofer, history of reception of the novel **The Wall**, functions of the narrative report, experience of time, dissolution of time, endtime.

Ihren 1963 erschienenen Roman **Die Wand** schätzte die Schriftstellerin als ihr Meisterwerk ein (siehe Strigl 2007: 261). In einem 1968 geführten Gespräch mit der Kulturjournalistin Elisabeth Pablé bezeichnet Haushofer ihren Roman **Die Wand** sowohl als ihr wesentlichstes als auch als ihr erfolgreichstes Buch und vermutet, dass ihr ein solcher Wurf nicht noch einmal gelingen werde, da man einen derartigen Stoff nur einmal im Leben finde (vgl. Pablé 1986: 129–130).

Sie erhält 1968 für den Roman den österreichischen Staatspreis für Literatur. Trotzdem brachte ihr die Erstveröffentlichung des Romans im Jahr 1963 nicht den verdienten Erfolg. Der ungesühnte Mord an dem Eindringling wurde aus religiös-moralisierender Perspektive scharf kritisiert. Vorgeworfen wurden ihr auch Ereignislosigkeit und Handlungsarmut, sowie die Schlichtheit der Sprache (vgl. Schmidjell 1990: 36). Sieben Jahre nach der Veröffentlichung **Der Wand** verstarb sie im Alter von knapp 50 Jahren an Knochenkrebs. Nach ihrem frühen Tod geriet die Autorin in Vergessenheit.

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

1. Rezeptionsgeschichte des Romans

Durch die Neuauflage **Der Wand** 1983 in einer durch die Angst vor dem Atomtod geprägten Gesellschaft erhielt das Buch die gebührende Aufmerksamkeit (siehe Venske 1986: 51). Allerdings wurde dadurch die Lesart des Romans als Science-fiction-Literatur, als apokalyptischer Roman begünstigt.

Gisela Ullrich stellt in ihrer Einleitung zu den von ihr ausgewählten Materialien zum Roman **Die Wand** eine Verbindung zu der gespenstischen Atomwaffe des Kalten Kriegs, die Neutronenbombe her, von deren Entwicklung die Öffentlichkeit erstmals im Sommer 1977 erfuhr, „deren Strahlen die Zellsubstanz lebender Organismen zerstört, während Gegenstände, Gebäude, Fahrzeuge, Kriegsmaterial unversehrt bleiben“ (siehe Ullrich 1990: 228).

Das Buch wurde von der Frauenbewegung entdeckt. In der Folge der Wiederentdeckung erfuhr der Roman zahlreiche unterschiedliche sowie auch gegensätzliche Interpretationen.

Der biographische Deutungsansatz bringt den Roman mit dem Leben der Schriftstellerin in Verbindung, die sich für ihre Familie, ihren Ehemann und ihre beiden Söhne aufgeopfert und daher auf einen selbstbestimmten Lebensentwurf verzichtet hat. Die Katastrophe, die auf die Menschheit hereinbricht und die Protagonistin jenseits der Wand isoliert, befreit sie gleichzeitig aus der fremdbestimmten Rolle der Ehefrau und Mutter und öffnet ihr neue Entwicklungsmöglichkeiten. Aus dieser Perspektive wäre die Wand, die zwischen der Protagonistin und der Außenwelt entsteht, nur ein Vorwand, um sich auf die eigenen Entwicklungsmöglichkeiten konzentrieren zu können.

Der Roman wurde auch als Kritik an der Gesellschaft und Zivilisation rezipiert oder als Überlebenskampf einer Frau inmitten der Natur, als weibliche Robinsonade gelesen (vgl. Predoiu 2016a, 68–70) oder als Anti-Robinsonade wegen den zivilisationskritischen Aspekten. Die liebende Fürsorge der namenlos bleibenden Frau in **Der Wand** für ihre Umwelt, die sie so weit wie möglich intakt bewahren möchte, steht im Gegensatz zu dem männlich-imperialistischen Verhalten Robinsons, der keinen Augenblick an den Werten der Zivilisation zweifelt.

Der Roman erfuhr auch psychologische Deutungen, da die Wand als „häufigste Metapher für Schutzmechanismen und Kommunikations-barrieren“ (Fliedl 1994: 627) fungiert. Der Autor und Kinderpsychiater, Paulus Hochgatterer, mit dem sich Pölsler unterhalten hat, interpretierte den

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Text als exakte Beschreibung einer Depression.[1] Man kann einen Satz des Romans als Anhaltspunkt für diese Interpretation sehen: „Vielleicht war die Wand auch nur der letzte verzweifelte Versuch eines gequälten Menschen, der ausbrechen musste, ausbrechen oder wahnsinnig werden“[2] (**W**: 82).

Auch wenn alle diese Deutungen ihre Berechtigung haben, handelt es sich meines Erachtens mit **Der Wand** um einen existenziellen Roman, der sich durch die verschiedenen, vorgeführten Überlebenspraktiken wie die Flucht in die Arbeit, um nicht denken zu müssen, die innige Gemeinschaft mit den Tieren als Ersatz der verlorenen Familie u. a. auf die Lebensbewältigung der weiblichen Hauptgestalt konzentriert.

2. Romanstruktur und Funktionen des Berichts

Der Text ist zwischen zwei Katastrophen angesiedelt: einer kollektiven Menschheitskatastrophe am Anfang, welche die im Laufe des Romans namenlos bleibende Frau von der restlichen Welt, in der alle Lebewesen versteinert sind, mittels einer durchsichtigen, nur taktil wahrnehmbaren Wand trennt sowie einer individuellen am Ende, die ihr ihren wichtigsten Dialog- und Lebenspartner, den Hund Luchs nimmt, nebst einem männlichen Kalb, das mit ihrer Hilfe zur Welt kam und für welches sie täglich Sorge trug – wie übrigens für alle Tiere in ihrer kleinen Welt.

Der Roman setzt mit dem Bericht der Frau ein, die ihr Leben nach der sich ereigneten Katastrophe genau festhalten möchte. Sie beginnt mit der Niederschrift am 5. November und beendet den Bericht am 25. Februar. So umfasst die Erzählzeit nicht ganze vier Wintermonate. Die erzählte Zeit aber beläuft sich auf eine Zeitspanne von zwei Jahren und 4 Monaten: von dem Entstehen der Wand in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai bis zur Tötungsszene am 10. September im zweiten Sommer, den die Frau oben auf der Alm verbracht hat.

Besonders beeindruckend ist, dass dieser Bericht hauptsächlich mit der Funktion geschrieben wird, den tiefen Schmerz des Verlusts zweier Tiere zu verarbeiten. Die Frau lässt sich auf das Schreiben ein, um „ganz

[1]Schiefer, Karin, Interview mit Julian R. Pölsler über die Adaptierung von Marlen Haushofers Die Wand, abrufbar auf http://www.austrianfilms.com/news/julian_r_poelsler_ueber_die_adaptierung_von_marlen_haushofers_die_wand[07.05.2020].

[2]Im Folgenden wird aus Haushofer, Marlen (2008): **Die Wand** mit Materialien ausgewählt von Siegfried Herbst, Stuttgart: Ernst Klett zitiert und die Sigle W. verwendet.

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

allein“, ohne ihren Hund Luchs, „die langen dunklen Wintermonate zu überstehen“ (**W**: 3), um den Verstand nicht zu verlieren, um die Furcht vor der einbrechenden Dunkelheit zu bewältigen (vgl. **W**:3), aber auch, wie zwischen den Zeilen deutlich wird, um friedliche Momente des harmonischen Zusammenlebens mit ihren Tieren wiederbeleben zu können. Sie schreibt also rückblickend über eine Zeit, die für immer verloren ist und die sie nun im Bewusstsein des unwiederbringlichen Verlusts nicht nur als eine Zeit der harten Arbeit begreift, um mit ihren Tieren inmitten der Natur überleben zu können, sondern auch als eine Zeit der Harmonie zwischen Mensch und Tier, ja eine Zeit des Glückes, obwohl das Wort Glück im Roman nur im Zusammenhang mit ihren kleinen Kindern fällt. Nur am Abend, „nach den Mühen eines langen Tages, wenn die Spielsachen weggeräumt waren und die Kinder gebadet in ihren Betten lagen“ (**W**: 152), sei sie glücklich gewesen.

Damit auch der Leser den Bericht im Bewusstsein dieses unwiederbringlichen Verlusts liest, wird im Text immer wieder auf den Tod des Hundes Luchs verwiesen, beispielsweise wenn die Frau erwähnt, dass sie, „seit Luchs tot ist“ (**W**: 19), zu ihrer Sicherheit wieder das scharfe Klappmesser Hugos immer bei sich trage, wenn sie in ihren Gedanken beim Schreiben immer wieder in „fruchtlose[s] Denken“ abschweift und dabei vermerkt, dass es damit seit Luchs tot ist, viel schlimmer geworden sei (**W**: 32) oder wenn sie widerwillig zugibt, dass sie ohne Luchs eine Gefangene des Kessels geworden sei (**W**: 93), weil sie einen schlecht entwickelten Orientierungssinn besitze sowie viele andere solche Stellen. Diese Textstellen legen Zeugnis ab von der immer enger und tiefer werdenden Beziehung der Frau zum Hund Luchs, die im folgenden Satz ihren Höhepunkt erreicht:„In jenem Sommer [im zweiten Almsommer] vergaß ich ganz, dass Luchs ein Hund war und ich ein Mensch. [...] Jetzt endlich herrschte zwischen uns ein stillschweigendes Verstehen“ (**W**: 200).

Ähnlich wie sich im Verlauf der zweieinhalb Jahre eine innere Wandlung der Frau vollzieht, so erhält auch das Schreiben mit dem Fortschreiten des Berichts zusätzliche Funktionen. Will die Frau ursprünglich ihren fertig verfassten Bericht „gut verstecken und ihn vergessen“, damit „das fremde Ding“, in das sie sich verwandeln könnte, ihn nicht finde (**W**: 31), so wünscht sie sich später trotz allem einen Leser. Am Anfang ihres Berichts erklärt sie, dass sie ihren Namen nicht nenne, erstens weil sie niemand mehr mit diesem Namen nenne und zweitens, weil sie nicht möchte, dass dieser Name „vielleicht eines Tages in den

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Illustrierten der Sieger erschein[e]“ (**W**: 32). Im weiteren Verlauf ihres Berichts aber ist Folgendes zu lesen:

> Seit einigen Tagen ist mir klar geworden, dass ich immer noch hoffe, ein Mensch werde diesen Bericht lesen. Ich weiß nicht, warum ich es wünsche, es macht doch keinen Unterschied. Aber mein Herz klopft rascher, wenn ich mir vorstelle, dass Menschenaugen auf diesen Zeilen ruhen und Menschenhände die Blätter wenden werden. Viel eher aber werden die Mäuse den Bericht fressen (**W**: 62).

Dieses Zitat zeigt eindringlich, dass es der Protagonistin auf die Dauer doch nicht möglich ist, sich aus der Verbindung zu den Menschen und der Zivilisation vollständig zu lösen. Das Schreiben für die Mäuse erweist sich als dermaßen demotivierend und deprimierend, dass sich die Schreibende nach dem Verlust ihres geliebten Hundes zuletzt doch an ein Du richtet und daher, wie Grazziella Predoiu betont, „den Weg zurück aus dem Naturraum in die Kultur geht“ (Predoiu 2016b:82).

Eine andere Funktion des Berichts, die die einsame Frau erwähnt, ist in Abwesenheit eines Dialogpartners „das endlose Selbstgespräch in Gang zu halten“ (**W**: 159), denn sie empfindet das Schreiben als eine Art Gegenwicht zu ihrer unaufhaltsamen Verwandlung in ein Element der Natur. Obwohl sie die Hoffnung verloren hat, fühlt sie sich nicht imstande wie die Tiere „nur noch mit der Wirklichkeit zu leben“ (**W**: 159).

Gleichzeitig verweist sie darauf, dass im Augenblick des Beendens der Niederschrift kein Blatt Papier übrig bleiben wird (vgl. **W**: 159; **W**: 208), was bedeutet, dass sie eigentlich ihren Bericht notgedrungen beenden muss. Trotzdem hat aber das Schreiben seine therapeutische Wirkung erfüllt, denn am Ende des Berichts heißt es: „Ich bin ganz ruhig. Ich sehe ein kleines Stück weiter. Ich sehe, dass dies noch nicht das Ende ist. Alles geht weiter“ (**W**: 207). Sie bleibt also, offen für das herankommende Neue, dem sie sich nicht entziehen kann (vgl. **W**: 207).

3. Die unterschiedlichen Zeitebenen des Romans

In der Sekundärliteratur wurde des Öfteren auf die Doppeldeutigkeit der Wand-Metapher, auf ihre zugleich schützende und trennende Funktion hingewiesen. Einerseits schützt sie die Frau vor dem Todesraum jenseits der Wand, wo alles Lebende außer der Pflanzenwelt versteinert ist. Andererseits aber schneidet sie die Frau von ihrem früheren Leben in der Gesellschaft ab (siehe Predoiu 2016b: 57). Von Bedeutung dabei ist auch die

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Durchsichtigkeit der Wand, die wie eine Glasscheibe den Blick dahinter und damit den Rückblick auf das frühere Leben ermöglicht.

Die Trennscheibe der Wand isoliert die Frau von ihrem früheren Leben und zwingt sie dazu, sich auf ein neues, auf das Wesentliche reduzierte einzulassen. So lässt es sich im Roman von einer Zeit vor der Wand sprechen, welches das Leben der Frau in der menschlichen Zivilisation mit ihren beiden, fast schon erwachsenen Töchtern umfasst, sowie von der Zeit nach der Trennung von der Zivilisation durch die Wand.

3.1 Das Leben vor der Wand

Das vorherige Leben der Frau taucht in verschiedenen, in den Bericht eingeschalteten Rückblenden auf. Einen einschneidenden Punkt in ihrem Verhältnis zu ihrem früheren Leben und zu ihren Erinnerungen stellt der erste mit ihren Tieren allein im Wald verbrachte Weihnachtsabend dar, an dem sie es aufgibt, sich gegen ihre Gedanken an früher zu wehren. Vor diesem Zeitpunkt lebt sie in einer Art Betäubung, die sie auch bewusst durch fortwährende Arbeit zu erzielen versucht, die sie dermaßen ermüden soll, dass sie nicht mehr ihren Erinnerungen nachhängen kann. Nachdem sie sich zehn Tage lang mit Arbeit betäubt hatte, wirkt auch die Müdigkeit nicht mehr und sie ist gezwungen, sich dem Ansturm ihrer Gedanken zu stellen. Sie kann es einfach nicht glauben, dass auch ihre beiden Töchter tot wären:

> Als ich am zehnten Mai erwachte, dachte ich an meine Kinder als an kleine Mädchen, die Hand in Hand über den Spielplatz trippelten. Die beiden eher unangenehmen, lieblosen und streitsüchtigen Halberwachsenen, die ich in der Stadt zurückgelassen hatte, waren plötzlich ganz unwirklich geworden. Ich trauerte nie um sie, immer nur um die Kinder, die sie vor vielen Jahren gewesen waren. Wahrscheinlich klingt das sehr grausam, ich wüsste aber nicht, wem ich heute noch etwas vorlügen sollte. Ich kann mir erlauben, die Wahrheit zu schreiben; alle, denen zuliebe ich mein Leben lang gelogen habe, sind tot. (**W**: 28)

Die Wand bietet der Frau die Möglichkeit, ihr eigenes Leben in schonungsloser Offenheit zu überblicken. Sie erkennt ihr früheres Leben als eines der Heuchelei und Lüge. Auf dem Rückweg von einem Ausflug in ein anderes Tal denkt sie über ihr früheres Leben nach und kommt dabei zum Fazit, dass es in jeder Hinsicht ungenügend gewesen sei: „Ich hatte wenig erreicht von allem, was ich gewollt hatte, und alles, was ich erreicht hatte, hatte ich nicht mehr gewollt (**W**: 44).“ Dieser Satz deckt auf, wie stark die Gesellschaft den Glücksanspruch des Individuums und vor allem der Frau in

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

jener Zeit eigentlich beschränkt und sogar vereitelt. Hinzu kommt auch die Unfähigkeit der Kommunikation mit den anderen. Die Frau kann nur vermuten, dass es auch ihren Mitmenschen ebenso wie ihr ergangen sei, denn gerade darüber, habe man als man noch zueinander sprach, nie gesprochen (vgl. **W**: 45). So wird auch das Zueinander Sprechen als Gerede entlarvt, weil es sich auf Unwesentliches konzentriert.

Auch über ihr früheres, durch die Gesellschaft geprägtes Ich urteilt sie streng, obwohl sie zugibt, dass sie ja nie die Möglichkeit gehabt hatte, ihr Leben bewusst zu gestalten. Jung und unwissend gründete sie eine Familie und konnte sich dann nie mehr aus der „beklemmmende[n] Fülle von Pflichten und Sorgen" befreien „in einer Welt, die den Frauen feindlich gegenüberstand und ihnen fremd und unheimlich war" (**W**: 61). Sie bereut ihre Unwissenheit in vielen Bereichen und ihre mangelnde Vorbereitung für das wirkliche, praktische Leben, für welche sie das Schulsystem verantwortlich macht, das Kinder Sachen lernen lässt, von welchen sie sich keine Vorstellung machen können (vgl. **W**: 61).

Im ersten Winter beginnt sie Alpträume mit Toten zu haben, aus denen sie schreiend erwacht. Diese quälenden Alpträume sind ein Zeichen dafür, dass sie ihre Erinnerungen an ihr früheres Leben nicht mehr verdrängen kann und sich mit ihrer Vergangenheit konfrontieren muss. Sie wird sich dessen bewusst, dass die Gefasstheit, mit der sie sich vom ersten Tag an in ihre Lage gefügt hatte, nur eine Art Betäubung gewesen war, die nun aufhörte zu wirken. Am Weihnachtsabend stellt sie sich ihrer Vergangenheit, die sie bis zu diesem Zeitpunkt verdrängt hatte und setzt sich mit ihr auseinander. Dies hat eine erlösende und heilende Wirkung:

> Ich dachte an alle Menschen, die ich gekannt hatte, und ich dachte gern an sie; sie gehörten zu mir bis zu meinem Tod. Ich musste ihnen einen sicheren Platz in meinem neuen Leben einräumen, wenn ich in Frieden leben wollte. Ich schlief ein und glitt hinunter zu meinen Toten, und es war anders als in den Träumen zuvor. Ich hatte keine Furcht, ich war nur traurig, und diese Trauer erfüllte mich bis zum Rand (**W**:101).

3.2 Die Zeit nach der Trennung von der Zivilisation durch die Wand

Die zweite Zeitebene des Romans, die Zeit nach der Wand gliedert sich erneut in zwei unterschiedliche Zeitspannen: die erste Zeitspanne umfasst zwei Jahre und vier Monate von der Menschheitskatastrophe bis zur individuellen Katastrophe vom 1. Mai bis zum 10. September des 2. Almsommers. Die zweite aber ist die Zeit der Niederschrift des Erlebten

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

vom 5. November bis zum 25. Februar. Die Empfindungen der Frau unmittelbar nach der Tötung ihrer beiden Tiere, d. h. von Anfang September bis Anfang November werden nicht versprachlicht. Die Berichtende beschreibt nur minutiös ihre Handlungen, die sie danach unternommen hat, was erneut auf die Flucht in die Arbeit wie am Anfang des Berichts hindeutet. Erst fast zwei Monate nach dem Ermorden ihrer beiden Tiere gibt sie „körperlich geschlagen und gebrochen“ (**W**: 207) ihre „sinnlose Flucht“ auf und stellt sich ihren Gedanken. Dabei möchte sie verstehen, was eigentlich auf der Alm passiert ist und der Frage nachgehen, weshalb der Mann ihre Tiere getötet hat. Der fertig gestellte Bericht verweigert ihr jedoch jegliche Antwort darauf.

Während sie nach dem Entstehen der Wand acht Monate gebraucht hatte, um sich ihrer Vergangenheit zu stellen, gelingt es ihr nun nach dem Ablauf nur zweier Monate, sich mit dem erlittenen Verlust auseinanderzusetzen und ihren Schmerz zu verarbeiten.

Ihren Bericht schreibt sie aufgrund von Notizen, die sie auf dem Kalender vermerkt hatte, wobei hervorgehoben wird, dass sie anfangs „noch ziemlich mitteilsam“ war und häufig Notizen machte, während diese später „spärlicher“ werden und sie in ihrem Bericht hauptsächlich auf ihre Erinnerungen angewiesen ist (**W**: 72). Der Hinweis am Anfang des Romans, dass sie mit einem fast ausgetrockneten Kugelschreiber und mit Bleistiften „auf der Rückseite alter Kalender und auf vergilbtem Geschäftspapier“ (**W**: 3) schreibe, wie auch die beiden zusätzlichen Präzisierungen: „Das Geschriebene hebt sich nicht deutlich vom Papier ab. Die zarten grauen Striche verschwimmen auf dem gelblichen Grund“ (**W**: 3) deuten auf das Vergängliche nicht nur des einzelnen menschlichen Lebens, sondern auch der Schrift bzw. der Literatur, der Kunst, die von diesem Menschen geschaffen wird.

3.2.1 „Vom Ticken der Uhren zerhackte, künstliche Menschenzeit“ vs. natürlicher „Krähenzeit“

Anfangs nimmt sich die Frau fest vor, täglich ihre Uhren aufzuziehen und einen Tag vom Kalender abzustreichen (siehe **W**: 31). Die Wichtigkeit dieser Handlung erklärt sie sich durch den Zwang, sich „an die spärlichen Reste der menschlichen Ordnung“, die ihr geblieben waren, zu klammern (**W**: 31). Sie besitzt einen Reisewecker und „eine winzige, goldene Armbanduhr, eigentlich nur ein teures Spielzeug, das die Zeit nie richtig anzeigen wollte“ (**W**: 3). Diese beiden Uhren ergänzt sie mit „eine[r] alte[n]

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Weckeruhr“ (**W**: 46), die sie bei ihrem Erkundungsausflug aus der oberen Jagdhütte mitnimmt. Nachdem sie den Reisewecker aus der Hand fallen lässt (vgl. **W**: 46) und die Armbanduhr, die von allem Anfang an kein exaktes Zeitmessinstrument darstellt (vgl. **W**: 46) auf dem Abstieg von der Alm verliert (vgl. **W**: 195), bleibt ihr schließlich nur diese Weckeruhr. Das Stillstehen dieses Weckers hält sie genau fest, nämlich am 26. April des dritten Frühjahrs (**W**: 194). Anfangs vermisst sie das Ticken der Uhr und kann ein paar Abende lang „in der neuen beklemmenden Stille“ nicht einschlafen (vgl. **W**: 195). In Abwesenheit der exakten Messinstrumente muss sie sich auf ihre „Kopfuhr“ (**W**: 202) verlassen, die eigentlich zeigt, wie tief der Mensch von dem genauen Messen der Zeit geprägt ist. Vor dem Einschlafen stellt sie sich groß und deutlich die Ziffer auf der Uhr vor, wann sie erwachen möchte und es funktioniert. Nach dem Versagen der exakten Messinstrumente ist sie genötigt, im „Buch der Natur“ zu lesen und die reale Zeit aus verschiedenen Anzeichen abzulesen:

> Ich richte mich nach der Sonne oder wenn sie nicht scheint, nach dem Einflug und Abflug der Krähen und verschiedenen anderen Anzeichen. Ich möchte wissen, wo die genaue Uhrzeit geblieben ist, jetzt, da es keinen Menschen gibt. Manchmal fällt mir ein, wie wichtig es einmal war, ja nicht fünf Minuten zu spät zu kommen. Sehr viele Leute, die ich kenne, schienen ihre Uhr als kleinen Götzen zu betrachten, und ich fand das auch immer vernünftig. Wenn man schon in der Sklaverei lebt, ist es gut, sich an die Vorschriften zu halten und den Herrn nicht zu verstimmen. Ich habe der Zeit, der künstlichen, vom Ticken der Uhren zerhackten Menschenzeit, nicht gerne gedient, und das hat mich oft in Schwierigkeiten gebracht (**W**: 47).

Obwohl die Berichtende eingangs ihre Absicht mitteilt, alles so genau wie möglich aufschreiben möchte (vgl. **W**: 3), ist sie sich dessen bewusst, dass ihre Zeitangaben der Genauigkeit entbehren, da ihr während ihrer Krankheit im vergangenen Winter einige Tage abhanden gekommen sind. So weiß sie nicht wirklich, ob tatsächlich der 5. November ist, kann den Wochentag nicht angeben und auch zur Uhrzeit nur Vermutungen anstellen. Der Verweis am Anfang des Romans auf den Verlust ihrer winzigen, goldenen Armbanduhr, deutet auf die Absage von der chronologisch exakt messbaren Zeit in der früheren Welt der Menschen und dem sich Einordnen in die universale Zeit der Natur, die sie anhand von verschiedenen Zeichen lesen lernt. So weiß sie, dass es halb neun ist, wenn die Krähen, denen sie manchmal Abfälle unter die Fichten legt, schreiend in die Lichtung vor der Jagdhütte einfallen (vgl. **W**: 79). Diese Zeit, die sie aus

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

verschiedenen Anzeichen der Natur ablesen lernt, bezeichnet sie als „Krähenzeit“ (**W**: 187).

Im Roman lässt sich eine stufenweise Ablösung der Frau von der chronologisch exakt messbaren Menschen-Zeit verfolgen und eine Einordnung in den universellen Zusammenhang der Natur. Diese Ablösung vollzieht sich, indem die Frau langsam im „Buch der Natur“ (Fliedl 1994: 631) lesen lernt. Sie berichtet im ersten Sommer von dem Beginn ihrer Heuernte am 20. Juli, die von einem viertägigen Regen unterbrochen wird, so dass ein Teil des Heus auf dem schattigen Grund der Wiese verfault (vgl. **W**: 58). Erst später wird es ihr gelingen, die günstigste Zeit für ihre Erntearbeiten aus den verschiedenen Anzeichen in der Natur zu erkennen, um dem Wetter nicht mehr hilflos ausgeliefert zu sein.

Parallel mit dem Sich-Einfinden in die natürliche Zeit findet die Frau auch den ihr angemessenen Arbeits- und Lebensrhythmus. Während sie im ersten Jahr ihre Arbeiten „in nervöser Hast“ (**W**:166) erledigt hatte, was zusätzlich zu ihrer Ermüdung und Überforderung beitrug, lernt sie langsam auch bei der Arbeit ihren Körper zu entspannen und die umgebende Natur in sich aufzunehmen: „Seit ich langsamer geworden bin, ist der Wald um mich erst lebendig geworden. Ich möchte nicht sagen, dass dies die einzige Art zu leben ist, für mich ist sie aber gewiss die angemessene. Und was musste alles geschehen, ehe ich zu ihr finden konnte“ (**W**: 166). Sie vergleicht ihren heutigen Lebensrhythmus mit dem früheren:

> Früher war ich immer irgendwohin unterwegs, immer in großer Eile und erfüllt von einer rasenden Ungeduld, denn überall, wo ich anlangte, musste ich erst einmal lange warten. Ich hätte ebenso gut den ganzen Weg dahin schleichen können. Manchmal erkannte ich meinen Zustand und den Zustand unserer Welt ganz klar, aber ich war nicht fähig, aus diesem unguten Leben auszubrechen (**W**: 166).

Was sie am meisten aus ihrer natürlichen Umwelt heraushebt, ist ihre Unruhe. Obwohl ihr klar geworden ist, dass ihr Leben im Wald „von der Menge der verbliebenen Zündhölzer abhing“ (**W**: 55) und sie sich ausgerechnet hatte, dass sie mit dem Zündholzvorrat fünf Jahre auskommen kann (vgl. **W**: 56), wünscht sie sich trotzdem immer wieder die Zeit beschleunigen zu können. Sie wünscht sich beispielsweise, dass die beiden Söhne der Katze, Panther und Tiger rasch groß würden und von ihrer schlauen Mutter alle Schliche lernen (**W**: 120), möchte, dass ihre Kartoffel- und Bohnenpflanzen schnell gedeihen, damit sie die Ernte einbringen kann, wünscht sich, dass das Kalb zum Stier wird, damit es die Mutter befruchten

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

kann (**W**: 116). Aber als dies eintrifft, tauchen damit im Zusammenhang andere Probleme auf, die gelöst werden müssen: „Als er es dann endlich war [das Kalb ein Stier war], wünschte ich manchmal, er wäre ewig ein kleines rundes Kalb geblieben. Er stellte mich vor Probleme, die mir das Leben sehr erschwerten“ (**W**: 116).

Die Arbeit und ihre Sorge um die von ihr abhängigen Tiere verhindern den Genuss des Augenblicks. Ein paar Zitate sollen dies belegen. Im ersten Sommer zieht sie auch die harte Arbeit dem Ausruhen vor, denn in den Arbeitspausen verfällt sie ihren Erinnerungen und dem Grübeln, das sie unbedingt verhindern möchte:

> Eigentlich kam ich durch die Holzarbeit um einen sehr schönen Spätsommer. Ich sah die Landschaft gar nicht, besessen von dem Gedanken, genügend Holzvorrat aufzustapeln. Als das letzte Scheit unter der Veranda untergebracht war, streckte ich meinen Rücken und beschloss, mich ein wenig zu pflegen. Eigentlich ist es sonderbar, wie gering meine Freude über eine erledigte Arbeit jedes Mal ist. Sobald sie getan ist, vergesse ich sie und denke an neue Aufgaben. Auch damals wurde aus der Erholungspause nicht viel. So war es immer. Während ich mich plagte, träumte ich davon, wie ich still und friedlich auf der Bank rasten würde. Sobald ich aber endlich auf der Bank saß, wurde ich unruhig und hielt Ausschau nach neuer Arbeit (**W**: 73–74).

Während sie auf das Eintreffen der geeigneten frostfreien Zeit für das Einlegen der Kartoffeln wartet, ist sie besessen von dem Gedanken, sich schon jetzt einen großen Holzvorrat für den Winter anzulegen: „Der Frühling blühte rund um mich, und ich sah nur Holz“ (**W**: 123). Der erste Sommer scheint ihr im Rückblick „erfüllt von Geschäftigkeit und Plage“ (**W**: 40) gewesen zu sein.

Auch der Unterschied zum Leben der Tiere wird hervorgehoben. Während sie von beständigen Sorgen um die nahe Zukunft, von Angst vor dem Winter geplagt wird, leben die Tiere in einer immerwährenden Gegenwart „ohne Furcht und ohne Hoffnung“ (**W**: 146). Diese Gegenwart kann eine angenehme oder eine schreckliche sein. Sie vermutet: „Vielleicht leben die Tiere bis zu ihrem Tod in einer Welt des Schreckens und Entzückens. Sie können nicht fliehen und müssen die Wirklichkeit bis zu ihrem Ende ertragen. Selbst ihr Tod ist ohne Trost und Hoffnung, ein wirklicher Tod“ (**W**: 159). Diese Wirklichkeit scheint ihr unerträglich und sie befindet sich „wie alle Menschen, immer auf der eiligen Flucht und immer in Tagträumen befangen“ (**W**: 159).

Parallel zu dem Prozess der Ablösung von der messbaren Zeit und der Einordnung in die natürliche Zeit und in den zyklischen Lauf der

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Jahreszeiten findet auch ein Auflösungsprozess der Identität der Frau statt, die sich immer stärker in die Natur eingliedert, ja mit dieser zu verschmelzen droht. Sie schreibt ihren Bericht in der Gesellschaft ihrer vor ihr auf dem Tisch liegenden Katze, deren große gelbe Augen über ihre Schulter auf einen Fleck der Wand starren (vgl. **W**: 36). Diese Katze ist neben der Kuh Bella, das einzige Tier, das ihr übrig geblieben ist. Sie betrachtet ihr Gesicht im Spiegel der großen, bernsteinfarbenen Augen ihrer Katze (vgl. **W**: 37), glaubt, dass sie „einem Baum ähnlicher als einem Menschen" ist, „einem zähen braunen Stämmchen, das seine ganze Kraft verbraucht, um zu überleben" (**W**: 61) und fühlt, manchmal wenn sich ihre Gedanken verwirren, „als fange der Wald an, in [ihr] Wurzeln zu schlagen und mit [ihrem] Hirn seine alten, ewigen Gedanken zu denken" (**W**: 139).

3.2.2 Zeitenthobene Augenblicke und die Zeiterfahrung auf der Alm

Aus der Fülle von mit Arbeit ausgefüllten Tagen heben sich einige heraus, an denen sie Ausflüge in die nahe Umgebung unternimmt. Die zeitenthobenen Augenblicke, die sie dabei erlebt, bereiten sie auf ihre Zeiterfahrung oben auf der Alm im ersten Almsommer vor.

Die ersten zeitenthobenen Augenblicke, die sie auf ihrem ersten Erkundungsgang zu einer höher gelegenen Jagdhütte, von wo sie ins gegenüberliegende Tal hinabsteigen möchte, erlebt, sind eine Vorbereitung auf die Loslösung von der Zeit auf der Alm. Sie rastet nach einem dreistündigen Aufstieg auf der Bank vor der Hütte auf einer mondbeschienenen Lichtung mit dem dicht an sie gedrängten Hund:

> Die ganze dumpfe Bedrücktheit der letzten Zeit glitt von mir ab und ließ mich leicht und befreit zurück. Wenn ich jemals Frieden empfunden habe, dann war es in jener Juninacht auf der mondbeschienen Lichtung. Luchs saß dicht an mich gedrängt und blickte ruhig und aufmerksam zum tintenschwarzen Wald hinüber. Es fiel mir schwer, aufzustehen und weiterzuwandern (**W**: 42).

Den zweiten erlebt sie auf demselben Ausflug zu Mittag auf einem Pfad durch die Latschen und Alpenrosen:

> Ich wünschte immer hier sitzen zu dürfen, in der Wärme, im Licht, den Hund zu Füßen und den kreischenden Vogel zu Häupten. Längst hatte ich aufgehört zu denken, so, als hätten meine Sorgen und Erinnerungen nichts mehr mit mir gemein. Als ich weitergehen musste, tat ich es mit tiefem Bedauern ... (**W**: 45).

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Während das erlebende Ich, den intensiv empfundenen Augenblick beschreibt, hält das berichtende Ich fest: „Ich werde nie mehr über den Alpenrosen in der Mittagssonne sitzen und auf die große Stille lauschen“ (**W**: 46), was die Unwiederbringlichkeit der Erfahrung durch den Kontrast krass hervorhebt.

Einen einschneidenden Beitrag zum Fortschreiten des Auflösungsprozesses ihrer Identität hat ihre Zeiterfahrung auf der Alm. Dort streicht sie zwar auch jeden vergangenen Tag im Kalender ab, jedoch macht sie sich keine Notizen über die Aktivitäten, die den Ablauf ihrer Tage bestimmen: „Die Erinnerung an diese Zeit ist aber frisch geblieben, und es fällt mir nicht schwer, darüber zu schreiben. Den Sommerduft, die Gewitterregen und die sternenfunkelnden Abende werde ich nie vergessen“ (**W**: 132–133), notiert die Frau. Während ihres Berichts über ihren ersten Almsommer streut sie auch den Hinweis ein, dass Luchs, der sein Leben für sie eingesetzt hat, auf der Alm begraben liegt (vgl. **W**:136). Sie schreibt über ihre Erfahrungen im Bewusstsein des endgültigen Verlusts: „Nie wieder werde ich die Almwiese im flirrenden Sonnenlicht sehen, nie mehr ihren Duft atmen. Die Alm ist für mich verloren, ich werde sie nie mehr betreten“ (**W**: 136).

Ihren Gefühlzustand, in welchen sie das Leben auf der Alm versetzt, beschreibt sie folgendermaßen:

> Nachdem ich die Ausflüge in fremde Reviere aufgegeben hatte, verfiel ich ganz langsam in eine Art Lähmung. Ich hörte auf, mir Sorgen zu machen, und neigte dazu, auf der Bank vor der Hütte zu sitzen und einfach in die blaue Luft zu schauen. Aller Fleiß und alle Tüchtigkeit fielen von mir ab und wichen einer friedlichen Trägheit. Ich wusste wohl, dass dieser Zustand gefährlich werden konnte, aber auch das machte mir nicht viel aus. [...] die Sonne, der weite hohe Himmel über der Wiese und der Duft, der von ihr aufstieg, verwandelten mich langsam in eine fremde Frau. Wahrscheinlich machte ich keine Aufzeichnungen darüber, weil mir alles ein wenig unwirklich erschien. Die Alm lag außerhalb der Zeit (**W**: 136–137).

Ähnlich wie die Krähen ein „aufregendes Doppelleben“ (**W**: 114) führen, dadurch dass sie sich im Winter jeden Morgen zur gleichen Stunde auf die Fichten der Lichtung setzen, wo sie auf Essensreste warten und erst in der Abenddämmerung zu ihren Nachtquartieren ziehen, beginnt auch die Frau zwischen der im schattig-feuchten Tal eingekerkerten Jagdhütte, die sie als ihr Zuhause empfindet und der sonnigen Freiheit der Alm zu pendeln:

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

> Wenn ich später, während der Heuernte, aus der Unterwelt der feuchten Schlucht zurückkehrte, schien mir dies die Rückkehr in ein Land, das auf geheimnisvolle Weise mich von mir selbst erlöste. Alle Befürchtungen und Erinnerungen blieben zurück unter den dunklen Fichten, um mich bei jedem Abstieg neu zu überfallen. Es war, als strömte die Wiese ein sanftes Betäubungsmittel aus, das Vergessen hieß (**W**: 137).

Sie beginnt selbst ein Doppelleben zu führen, dass ihr „sonderbar" (**W**: 138) anmutet:

> [...] sobald ich im Tal war, dachte ich an die Alm fast mit Furcht oder Widerwillen, auf der Alm aber konnte ich mir nicht vorstellen, wie man im Tal leben konnte. Es war, als bestünde ich aus zwei ganz verschiedenen Menschen, von denen der eine nur im Tal leben konnte und der andere anfing, auf der Alm aufzublühen. Dies ängstigte mich ein wenig, weil ich es nicht verstehen konnte (**W**: 138).

Darin ist die Widersprüchlichkeit und Gespaltenheit in der Seele jedes einzelnen Menschen angesprochen. Man denke an Fausts „zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust" oder an Hesses Steppenwolf in seiner Gespaltenheit zwischen Mensch und Wolf, Bürger und Künstler oder auch an die grundlegende Unterscheidung in Thomas Manns **Zauberberg** zwischen Flachland, als normaler Lebenswelt des Durchschnittsbürgers und der geistigen Welt bestimmt von den fundamentalen Erfahrungen der Krankheit und des Todes in der Gebirgswelt von Davos.

Die stufenweise voranschreitende Verwischung der strengen Grenzen zwischen ihrem früheren Ich und ihrem neuen Ich, das sie langsam von einem größeren Wir aufgesogen" (**W**: 139) empfindet, nämlich von der Allmacht der Natur, führt sie auf ihre Erfahrungen auf der Alm zurück:

> Es war fast unmöglich, in der summenden Stille der Wiese unter dem großen Himmel ein einzelnes abgesondertes Ich zu bleiben, ein kleines, blindes, eigensinniges Leben, das sich nicht einfügen wollte in die große Gemeinschaft. Einmal war es mein ganzer Stolz gewesen, ein solches Leben zu sein, aber auf der Alm schien es mir plötzlich sehr armselig und lächerlich, ein aufgeblasenes Nichts (**W**: 139).

Martin Gobbin spricht von einem „ozeanischen Gefühl"[3], das durch die Isolation der Protagonistin begünstigt wird, die nicht mehr an die Interaktion mit Menschen gewöhnt ist und daher eine Auflösung ihrer Individualität in einem kosmischen Einheitsempfinden erfährt.

[3]Gobbin, Martin (O.J.): *Im Spiegelkabinett. „Die Wand";*https://www.kino-zeit.de/film-kritiken-trailer/die-wand [10.05.2019].

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Nicht nur die Sonne beschienene, von Insektenscharen summende und süßen Duft ausströmende Almwiese schlägt sie in ihren Bann, sondern vor allem die sternklaren Nächte, auf die sie mit der ihr spezifischen Gespanntheit und Rastlosigkeit „den ganzen Tag voll heimlicher Ungeduld“ (**W**: 157) wartet:

> Es waren die einzigen Stunden, in denen ich fähig war, ganz ohne Illusionen und mit großer Klarheit zu denken. Ich suchte nicht mehr nach einem Sinn, der mir das Leben erträglicher machen sollte. Ein derartiges Verlangen erschien mir fast wie eine Anmaßung. Die Menschen hatten ihre eigenen Spiele gespielt, und sie waren fast immer übel ausgegangen. [...] Das große Sonne-Mond-und-Sterne-Spiel schien gelungen zu sein, es war auch nicht von den Menschen erfunden worden. Aber es war noch nicht zu Ende gespielt und mochte den Keim des Misslingens in sich tragen. Ich war nur ein aufmerksamer und bezauberter Zuschauer, aber mein ganzes Leben hätte nicht ausgereicht, um auch nur die winzigste Phase des Spiels zu überblicken. Den größten Teil meines Lebens hatte ich damit zugebracht, mich mit den täglichen Menschensorgen herumzuschlagen. Nun, da ich fast nichts mehr besaß, durfte ich in Frieden auf der Bank sitzen und den Sternen zusehen, wie sie auf dem Firmament tanzten (**W**: 157–158).

Die Nächte auf der Alm erfüllen sie mit einem Gefühl der Freiheit: „Ich dachte nicht, erinnerte mich nicht, und ich fürchtete mich nicht“ (**W**: 143). Sie beschreibt dieses Gefühl als Stillstehen der Zeit: „Es war, als hätte eine große Hand die Uhr in meinem Kopf stillstehen lassen“ und als Gefühl des Besänftigtseins: „Zum ersten Mal in meinem Leben war ich besänftigt, nicht zufrieden oder glücklich, aber besänftigt“ (**W**: 143).

Ihre Zeiterfahrung auf der Alm führt auch zu einem Gefühl der Zeitlosigkeit, das sich auch auf ihr Leben im Tal überträgt: „Seit ich im Wald lebe, merke ich nicht, dass ich älter werde. Es ist ja keiner da, der mich darauf aufmerksam machen könnte“ (**W**: 113).

Ausgehend von der Notiz: „Die Zeit vergeht so schnell“ (**W**: 178) am zehnten Dezember des zweiten Winters, die sie nicht mehr in den betreffenden Kontext einordnen kann und die ihr deswegen seltsam erscheint, beginnt sie sich Gedanken über den Zeitbegriff zu machen. Sie hat dabei den Eindruck, dass die Zeit eigentlich still stehe und lediglich sie sich darin „manchmal langsam und manchmal mit rasender Schnelligkeit“ bewege:

> Seit Luchs tot ist, empfinde ich das deutlich. Ich sitze am Tisch, und die Zeit steht still. Ich kann sie nicht sehen, nicht riechen und nicht hören, aber sie umgibt mich von allen Seiten. Ihre Stille und Unbewegtheit ist schrecklich. Ich springe auf, laufe aus dem Haus und versuche, ihr zu entrinnen. Ich tue etwas, die Dinge

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

> treiben voran, und ich vergesse die Zeit. Und dann, ganz plötzlich, ist sie wieder um mich. Vielleicht stehe ich vor dem Haus und schaue hinüber zu den Krähen, und da ist sie wieder, körperlos und still und hält uns fest, die Wiese, die Krähen und mich. Ich werde mich an sie gewöhnen müssen, an ihre Gleichgültigkeit und Allgegenwart. Sie dehnt sich aus in die Unendlichkeit wie ein riesiges Spinnennetz. Milliarden winziger Kokons hängen in ihren Fäden eingesponnen, eine Eidechse, die in der Sonne liegt, ein brennendes Haus, ein sterbender Soldat, alles Tote und alles Lebende. Die Zeit ist groß, und immer noch gibt es Raum in ihr für neue Kokons. Ein graues, unerbittliches Netz, in dem jede Sekunde meines Lebensfestgehaltenist. Vielleicht erscheint sie mir deshalb so schrecklich, weil sie alles aufbewahrt und nichts wirklich enden lässt (**W**: 178–179).

Am obigen Zitat wird die Zeit als Freiheitsbeschränkung und Gefangenschaft durch die Metapher des riesigen Spinnennetzes verdeutlicht, in welchem das Leben jedes einzelnen Menschen eingebunden ist. Die Flucht vor der Zeit, vor der Erinnerung materialisiert sich in der beständigen Aktivität, welche die Gedanken an die Zeit verhindert. Sabine Seidel stellt in ihrer Dissertation in der Analyse dieser Passage das „Bild von permanenter Gefangenschaft im Zeitgefängnis“ „dem Eingeengtsein im Raum, das immerhin noch partielle Bewegungsfreiheit belässt“ gegenüber (Seidel 2005: 81). Dabei verweist sie auch auf das Trost spendende Gedankenspiel der Frau „im Rahmen dessen sie selbst das Gefangensein in der Zeit aufbricht, allerdings um den Preis der eigenen Existenz. Sollte die Zeit nur in ihrer subjektiven Vorstellung existieren und sie ferner der letzte Mensch sein, so hätte das Elend der Existenz in den Fängen der Zeit mit ihrem Tod ein Ende“(Seidel 2005: 81):

> Wenn die Zeit aber nur in meinem Kopf existiert und ich der letzte Mensch bin, wird sie mit meinem Tod enden. Der Gedanke stimmt mich heiter. Ich habe es vielleicht in der Hand, die Zeit zu ermorden. Das große Netz wird reißen und mit seinem traurigen Inhalt in das Vergessen stürzen. Man müsste mir dafür dankbar sein, aber niemand wird nach meinem Tod wissen, dass ich die Zeit ermordet habe (**W**: 178–179).

„Die Aggressivität des Bildes von der Ermordung der Zeit, die sich über den Tod der Protagonistin realisiert, verdeutlicht allerdings die latente Lebensmüdigkeit der mühselig Überlebenden“ wie Sabine Seidel betont. Im letzten Teil des Zitats wird auch der Gedanke der Endzeit angesprochen, denn als letzter Mensch auf der Welt, ist der Frau die Macht gegeben, die quälenden Gedanken an die Zeit aus dem menschlichen Bewusstsein zu löschen.

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Überlässt die Schriftstellerin es dem Leser, Vermutungen anzustellen, weswegen die Frau die betreffende Notiz für aufzeichnenswert empfunden hatte, ist jedoch der Kunstgriff Haushofers, weshalb sie diese Notiz an die betreffende Stelle im Text einfügt, klar ersichtlich. Am sechsten Dezember hatte nämlich Tiger den ersten Schnee „mit kindlicher Neugier bestaunt“ und „sich ihm voll Zuversicht“ genähert, da er ihn offenbar „für eine Spielart der weißen Papierbällchen“ hielt (**W**: 177). Diese Einstellung bringt die Berichtende mit dem Verhalten des im ersten Winter verstorbenen weißen Kätzchens Perle in Verbindung. Unmittelbar an diese schmerzliche Erinnerung fügt sie den Satz ein: „Damals ahnte ich noch nicht, wie wenig Zeit Tiger noch bleiben sollte.“ Dieser Satz bezweckt auch die Emotionalisierung des Lesers, dessen gespannte Aufmerksamkeit geweckt werden soll. Am Nachmittag des 20. Dezember setzt Tauwetter ein und Tiger erleidet „einen neuen Anfall von Liebeswut“ und rennt in den Wald, woher er nicht mehr zurückkehrt (**W**: 181). Daher ist die Notiz, welche das schnelle Vergehen der Zeit beklagt, mit der Erfahrung verbunden, dass dem Menschen nie genügend Zeit verbleibt, um diese mit denjenigen zu verbringen, die ihm am Herzen liegen. Auf den Satz „Damals ahnte ich noch nicht, wie wenig Zeit Tiger noch bleiben sollte“ lässt Haushofer unmittelbar die tiefe Verstricktheit der Berichtenden in die Bewältigung des Alltags folgen: „Ich ging meiner Arbeit nach wie immer, holte Heu aus dem Stadel und sorgte für frisches Fleisch“ (**W**: 177). Während im Falle von Tigers Verschwinden der Leser das Bedauern der Berichtenden regelrecht spürt, sich nicht mehr Zeit für den kleinen Kater genommen zu haben, fand Perles grausamer Tod nach einer ruhigen, harmonisch mit den Tieren verbrachten Zeit statt. Die Berichtende hält fest: „Es war schön, in jenem ersten Oktober mit Luchs, Perle und der alten Katze zu hausen. Endlich fand ich Zeit, mich mit ihnen zu befassen“ (**W**: 90). So sind die beiden Katzenepisoden antithetisch aufeinander bezogen und lassen angesichts der Unvorhersehbarkeit zukünftiger Ereignisse die Bedeutung des Sich-Besinnens auf den gegenwärtigen erfüllten Augenblick sinnfällig werden.

Der Wandlungs- und Verwandlungsprozess, den die Schreibende in ihrem Bericht eindrücklich schildert, wird als ein Auflösungsprozess der Identität in Richtung des Todes als Eingehen in die Natur erfahrbar. Er beginnt auf der Alm und wird durch die Krankheit der Frau im zweiten Winter nach dem Verschwinden Tigers und der schweren Krankheit der Katze fortgesetzt. Nach ihrer Krankheit verrichtet sie die anfallenden Arbeiten viel langsamer als früher, macht sich nicht viel Sorgen und

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

schwankt „zwischen hektischer Fröhlichkeit und oberflächlichem Kummer“ (**W**: 191). Vor dem Einschlafen imaginiert sie sich oft als Kind, das dem eintönigen Gemurmel aus dem elterlichen Schlafzimmer lauscht, nur von dem Wunsch nach Regression in eine vorgeburtliche Wärme und Stille beseelt. Während sie im ersten Frühling durch die intensive Holzarbeit das frühlingshafte Blühen um sich herum verpasst (vgl. **W**: 123), nimmt sie im zweiten Frühjahr ausgehend von ihrem durch die Krankheit verlangsamten Lebensrhythmus die frühen Märzblumen: „Leberblümchen, Schlüsselblumen, Lerchensporn und Butterblumen“ wahr, die sie als „sehr lieblich und zu [ihrer] Freude geschaffen“ auffasst (**W**: 191). Doch Luchs reißt sie aus diesem passiven, für sie gefährlichen Gemütszustand.

Es bleibt dem Leser überlassen, sich vorzustellen, wie und ob die Frau nach dem Tod des Hundes diese kritischen Lebensphasen wird bewältigen können.

3.3 Endzeit

Abschließend soll auch der Endzeit im Roman gedacht werden, die durch das Verschulden der Menschheit heraufbeschworen wurde.

Anfangs wehrt sich die Frau dagegen von einer Menschheitskatastrophe auszugehen. Es scheint ihr leichter ertragbar, anzunehmen, dass das Unglück nur das Tal, in dem sie sich befindet, betroffen hat, denn in diesem Fall bleibt ihr die Hoffnung auf Rettung aus dem Waldgefängnis (vgl. **W**: 14). Als sie aber das Autoradio einschaltet, um ein bisschen Musik zu hören, ist nur ein „zartes, leeres Summen“ (**W**: 16) vernehmbar, was sie auf einen Fehler des Apparates zurückführt. Rückblickend schreibt sie über ihre wiederholten Versuche das Radio einzuschalten:„Schon damals hätte ich begreifen müssen. Aber ich wollte nicht. Lieber redete ich mir ein, irgendetwas an dem Ding wäre über Nacht kaputt gegangen“ (**W**: 16). Darin wird eigentlich eine Überlebenstechnik deutlich, die in der Abwehr der Akzeptanz des ganzen Ausmaßes der Wirklichkeit besteht. Deswegen versucht sich die Frau je weniger mit der Wand zu beschäftigen. Sie hält fest, dass sie zwar klar denken könne, „nur wenn sich meine Gedanken der Wand näherten, war es, als stießen auch sie gegen ein kühles, glattes und ganz unüberwindliches Hindernis“ und kommt zum Fazit: „Es war besser, nicht an die Wand zu denken“ (**W**: 18). Es fällt ihr leichter vorerst an ihre „Lage als an einen vorübergehenden Zustand“ (**W**: 24) zu denken. Dafür, dass für sie das Problem der Wand nicht von entscheidender Bedeutung ist, spricht auch, dass sie nie von der Wand träumt. Sie notiert:

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

> Durch die Wand wurde ich gezwungen, ein ganz neues Leben zu beginnen, aber was mich wirklich berührt, ist immer noch das Gleiche wie früher: Geburt, Tod, die Jahreszeiten, Wachstum und Verfall. Die Wand ist ein Ding, das weder tot noch lebendig ist, sie geht mich in Wahrheit nichts an, und deshalb träume ich nicht von ihr.
> Eines Tages werde ich mich mit ihr befassen müssen, weil ich nicht immer hier werde leben können. Aber bis dahin will ich nichts mit ihr zu tun haben (**W**: 112).

Wie Christine Schmidjell vermerkt, nahm in der ersten handschriftlichen Fassung des Romans der Fluchtgedanke noch viel Raum ein. Sie hebt auch hervor, dass Haushofer ihre Manuskripte in der Regel zwei bis viermal mit der Hand schrieb und den Text dabei weiter ausformulierte (Schmidjell 2008: 217). Die Beschäftigung mit dem Gedanken der Flucht aus dem Waldgefängnis geht in Richtung eines Science Fiction Textes, so dass der Verzicht der Autorin, sich damit zu beschäftigen, zu einer Konzentration des Textes auf das Wesentliche führt, nämlich auf die existenzielle Situation des Indviduums und der Unentrinnbarkeit des Todes.

Wenn sie sich trotzdem in ihren Gedanken mit der Wand auseinandersetzt, so nimmt sie an, dass sie eine neue, ideale Waffe wäre, die die Erde unversehrt hinterließe und nur Menschen und Tiere tötete. Sie stellt sich vor, dass Menschen und Tiere durch eine Art Gift gestorben seien und dass die Sieger nach dem Abklingen der Wirkung des Giftes das Land in Besitz nehmen werden. Da nach dem friedlichen Aussehen der Opfer auf keine Todesqualen zu schließen ist, betrachtet sie die Wand als „humanste Teufelei, die je ein Menschenhirn ersonnen hatte“ (**W**: 29).

Später, als sich doch keine Sieger melden, stellt sie sich die Frage, „ob das Experiment, wenn es überhaupt etwas Derartiges war, nicht ein wenig zu gut gelungen“ (**W**: 29) sei. Diese Deutung geht in Richtung einer Fehleinschätzung der Wirkung des Experiments durch die Wissenschaftler, ähnlich wie bei den Experimenten mit der Wasserstoffbombe im Bikini Atoll in den 1950er Jahren die Größe der Sprengkraft, die auch eine nahe liegende Insel in die Luft sprenge, nicht vorausgesehen werden konnte. Eine Bestätigung dieser Deutung findet sich auch im folgenden Gedankengang der Frau: „Auch die Erfinder der Wand haben nicht nach einem freien Willensentschluss gehandelt, sondern sind einfach ihrer triebhaften Wissbegier gefolgt. Man hätte sie nur, im Interesse der großen Ordnung, davon abhalten müssen, ihre Erfahrungen in die Tat umzusetzen“ (**W**: 55).

Obwohl sich die Frau aber mit diesen Gedanken auseinandersetzt, weiß sie gleichzeitig, dass ihre Überlegungen fruchtlos sind und dass sie nichts anderes tun kann als „warten und versuchen, am Leben zu bleiben“ (**W**: 29).

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Während sie anfangs darauf hofft, gefunden und befreit zu werden, weiß sie zur Zeit der Niederschrift ihres Berichts nach mehr als zweieinhalb Jahren, dass sie sich dies nicht mehr wünscht (vgl. **W**: 77).

Es gibt eine zentrale Stelle des Romans, wo zwei gegensätzliche Seinsformen einander gegenübergestellt werden. Die Frau leidet darunter, dass sie die Kätzchen, die sie alle lieb gewonnen hat, verliert:

> Es gibt Stunden, in denen freue ich mich auf eine Zeit, in der es nichts mehr geben wird, woran ich mein Herz hängen könnte. Ich bin müde davon, dass mir doch alles wieder genommen wird. Es gibt keinen Ausweg, denn solange es im Wald ein Geschöpf gibt, das ich lieben könnte, werde ich es tun; und wenn es einmal wirklich nichts mehr gibt, werde ich aufhören zu leben. Wären alle Menschen von meiner Art gewesen, hätte es nie eine Wand gegeben und der alte Mann müsste nicht versteinert vor dem Brunnen liegen. Aber ich verstehe, warum die anderen immer in der Übermacht waren. Lieben und für ein anderes Wesen sorgen ist ein sehr mühsames Geschäft und viel schwerer, als zu töten und zu zerstören. (**W**: 121).

Sie macht sich Gedanken über die Wesensart des Menschen, der ihren Stier erschlagen hat und kommt zur Schlussfolgerung: „ich würde immer versuchen, ihn auszumerzen, weil ich nicht dulden könnte, dass ein so beschaffenes Wesen weiterhin morden und zerstören kann“ (**W**: 121). So wird erstens deutlich, dass die Frau den Mann aus Notwehr ermordet hat und zweitens dass im Roman zwei diametral entgegengesetzte Lebensformen einander gegenübergestellt werden: einerseits die liebende Fürsorge und der tiefe Respekt der Frau vor allem Lebenden und andererseits die Zerstörung des Lebenden, sei es beispielsweise durch die Jagd aus Spaß am Töten oder die Zerstörung der Welt durch den technischen Fortschritt. Das Entstehen der Wand ist schließlich auch die Auswirkung dieser zweiten Einstellung zum Leben.

Diese beiden Seinsformen müssen aber nicht unbedingt den Geschlechtern zugeordnet werden, in dem Sinn, dass die liebende Fürsorge typisch weiblich und die Zerstörung typisch männlich sei, denn die Cousine der Frau wird als „eine leidenschaftliche Jägerin“ (**W**: 39) beschrieben, während ihr Ehemann Hugo ihr dieses Geschäft freudig überlässt.

Dem Roman wohnt auch eine utopische Komponente inne, in der Auffassung, dass es nur durch die Liebe möglich wäre, die Welt zu retten:

> Es gibt keine vernünftigere Regung als Liebe. Sie macht den Liebenden und dem Geliebten das Leben erträglicher. Nur, wir hätten rechtzeitig erkennen müssen, dass dies unsere einzige Möglichkeit war, unsere einzige Hoffnung auf ein

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

> besseres Leben. Für ein unendliches Heer von Toten ist die einzige Möglichkeit des Menschen für immer vertan. Immer wieder muss ich daran denken. Ich kann nicht verstehen, warum wir den falschen Weg einschlagen mussten. Ich weiß nur, dass es zu spät ist (**W**: 179).

So wäre der Roman auch als Appell an die Menschheit zu verstehen, ihre Chance zu nutzen und die Welt vor dem Untergang durch eine Haltung der liebenden Fürsorge für alles Lebende zu retten, bevor sie durch den unstillbaren Wissensdurst und Experimentierfreudigkeit der Wissenschaftler zerstört wird.

Am Ende des Romans siegt die grün wuchernde Natur über die von Menschen geschaffenen Städte und Wege und neues Leben könnte nur aus den „aufgelösten Leibern" (**W**: 171) der Toten auf den Friedhöfen wachsen, denn die Menschen haben sich zu „steinernen Dingern" (**W**: 171) verwandelt, „die für alle Zeiten zur Leblosigkeit verdammt waren" (**W**: 171). Diese apokalyptische Vision ist jener Christoph Ransmayrs in der **Letzten Welt** zu vergleichen, wo die letzte Verwandlung auch jene in Stein ist. Hugos schwarzer Mercedes als Symbol der zum Götzen erhobenen Technik wird zum Nistplatz für Vögel und Mäuse (vgl. **W**: 167). Die Natur nimmt die Technik, durch welche der Mensch sie zeitlebens bedroht hat, auf und setzt sie zu ihren eigenen Zwecken ein:

> Heute ist er [der Mercedes; B.P.K.] ein grünüberwuchertes Nest für Mäuse und Vögel. Besonders im Juni, wenn die Waldrebe blüht, sieht er sehr hübsch aus, wie ein riesiger Hochzeitsstrauß. Auch im Winter ist er schön, wenn er im Raureif glitzert oder eine weiße Haube trägt. Im Frühling und Herbst sehe ich zwischen den braunen Stängeln das verblasste Gelb der Polsterung, Buchenblätter, Schaumgummistückchen und Rosshaar, von winzigen Zähnen herausgerissen und zerzupft. (**W**: 167).

Das Ende des Romans bleibt offen für gegensätzliche Interpretationen. Liest man den Roman als Metapher für eine existenzielle Situation, so bedeutet das Ende eindeutig den Tod. Von der wie Haushofer ebenfalls in Steyr lebenden Schriftstellerin Dora Dunkl befragt, ob sie angesichts „der tragischen Grundsituation des menschlichen Daseins", das sie immer wieder in ihren Texten gestalte, keine Hoffnung für den Menschen sehe, antwortet Haushofer wie folgt: „Ich wüsste nicht, welche Hoffnung ich sehen sollte. Schon die Tatsache des Todes lässt ja alles, was wir tun, vergeblich erscheinen" (Haushofer 1986:135). Hingegen schließt die Frau ihren Bericht mit folgenden Sätzen: „Jetzt bin ich ganz ruhig. Ich sehe ein kleines Stück weiter. Ich sehe, dass dies noch nicht das Ende ist.

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Alles geht weiter“ (**W**: 207). Im Anschluss an diese Sätze zählt sie ihre Hoffnungen für die unmittelbare Zukunft auf sowie die Aufgaben, die sie zu bewältigen haben wird. Sie bleibt also offen für das herankommende Neue, dem sie sich nicht entziehen kann (vgl. **W**: 207). Dieser Wortlaut lässt ein wenigstens vorläufiges optimistisches Ende in dem Sinne zu, dass der Frau noch eine kleine Frist auf der Erde gegönnt ist.

In der vom Konsum und Internet bestimmten Welt des 21. Jahrhunderts, in der die Zeit immer knapper wird und daher der verantwortungsvolle Umgang mit ihr im Leben des Einzelnen immer größere Bedeutung gewinnt, bleibt Haushofers Meisterwerk von großer Aktualität.

Literatur

Primärliteratur

Haushofer, Marlen (2008): **Die Wand** mit Materialien ausgewählt von Siegfried Herbst, Stuttgart: Ernst Klett.

Haushofer, Marlen (1986): *„Meine Bücher sind alle verstoßene Kinder“. Ein Gespräch mit Dora Dunkl*. In: Duden, Anne(Hrsg.): **„Oder war da manchmal noch etwas anderes?“ Texte zu Marlen Haushofer**, Frankfurt am Main, 134–136.

Sekundärliteratur

Fliedl, Konstanze (1994): *Marlen Haushofer*. In: Steinecke Hartmut (Hrsg.): **Deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts**, Berlin: Erich Schmidt, 624–634.

Gürtler, Christa (1993): *Im Korsett der bleiernen Zeit. Zu den Romanen Eine Handvoll Leben und Die Tapetentür*. In: Schmidjell, Christine (Hrsg.): **Marlen Haushofer. Die Überlebenden. Unveröffentlichte Texte aus dem Nachlass. Aufsätze zum Werk**, Frankfurt am Main/ Berlin: Ullstein, 209–229.

Pablé, Elisabeth (1986): *Marlen Haushofer oder die sanfte Gewalt. Ein Gespräch mit Elisabeth Pablé*. In: Duden, Anne: „**Oder war da manchmal noch etwas anderes? ” Texte zu Marlen Haushofer**, Frankfurt am Main: Neue Kritik, 127–131.

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Predoiu, Grazziella (2016a): *Raumkonstellationen in Marlen Haushofers „Die Wand“*. In: **Germanistische Beiträge**, 38/2016, Hermannstadt, 66–88.

Predoiu, Grazziella (2016b): *Isolation oder Geborgenheit. Zwei Facetten der Realität. Von Marlen Haushofers Roman „Die Wand“ zu Julian Pölslers Verfilmung „Die Wand“*. In: Knafl, Arnulf (Hrsg.): **Medium. Medialität, Intermedialität. Beiträge zur österreichischen Kulturgeschichte.** Anlässlich der Jahrestagung der Franz Werfel-StipendiatInnen am 27./28. März 2015 in Wien, Wien: Praesens, 53–67.

Schmidjell, Christine (1990): **Marlen Haushofer 1920–1970 Katalog einer Ausstellung**, gemeinsam veranstaltet von: Marktgemeinde Molln Oberösterreich, Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich in Linz, Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur in Wien, Zirkular. Sondernummer 22. Juni 1990 und zugleich Vierteljahresschrift, Jg. 39. Sonderheft 1990, Wien: Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur.

Schmidjell, Christine (2008): Zur Entstehung des Romans. In: Haushofer, Marlen (2008): **Die Wand** mit Materialien ausgewählt von Siegfried Herbst, Stuttgart: Ernst Klett, 217.

Seidel, Sabine (2005): **Reduziertes Leben. Untersuchungen zum erzählerischen Werk Marlen Haushofers**, Diss. an der Universität Passau. file:///C:/Users/40723/Downloads/Seidel_Sabine.pdf [26.11.2020], 73–94.

Strigl, Daniela (2007): „Wahrscheinlich bin ich verrückt ...“. Marlen Haushofer – die Biographie. Berlin, 261.

Ullrich, Gisela (1990): *Einleitung*. In: **Marlen Haushofer *Die Wand*. Roman mit Materialien**. Ausgewählt und eingeleitet von Gisela Ullrich, Stuttgart: Ernst Klett, 228–233.

Venske, Regula: *„Vielleicht, dass ein sehr entferntes Auge eine geheime Schrift ausdiesem Splitterwerk enträtseln könnte ...”. Zur Kritik der Rezeption Marlen Haushofers.* In: Duden, Anne: **„Oder war da manchmal noch etwas anderes? ” Texte zu Marlen Haushofer**, Frankfurt am Main: Neue Kritik, 1986, 43 – 66.

Weigel, Sigrid/Venske, Renate (1992): *„Frauenliteratur-Literatur von Frauen.“* In: Briegleb, Klaus/Weigel, Sigrid (Hrsg.): **Gegenwarts-literatur seit 1968**. München, 245–276, hier 248–252.

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)

Internetquellen

Gobbin, Martin (O.J.): *Im Spiegelkabinett. „Die Wand“*, abtrufbar auf: https://www.kino-zeit.de/film-kritiken-trailer/die-wand[10.05.2020].

Schiefer, Karin, Interview mit Julian R. Pölsler über die Adaptierung von Marlen Haushofers Die Wand, abrufbar auf: http://www.austrian-films.com/news/julian_r_poelsler_ueber_die_adaptierung_von_marlen_haushofers_die_wand [07.05.2020].

BDD-A32147 © 2020 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 02:59:59 UTC)